



Feldzeitung

Riga, Mittwoch, 2. September 1942. Nr. 560

von der Maas bis an die Memel

Im August wieder 808 000 BRT versenkt und 200 000 BRT beschädigt

Schnelle Verbände an den Ufern der Wolga!

Kalatsch und Anapa in deutscher Hand — In Ägypten 55 Briten abgeschossen — Deutsche Repressalie gegen britische Wildwestmethoden angedroht

Berlin, 2. September. Zu den Kämpfen um die Festung Stalingrad am Montag teilt das Oberkommando der Wehrmacht ergänzend mit: Die deutschen Truppen trafen im weiteren Vordringen durch das tiefgegliederte feindliche Befestigungssystem auf zähen Widerstand. Vergeblich versuchten die Bolschewisten, ihre bereits seit längerer Zeit mit Eisen- und Betonbunkern ausgebauten Stellungen auf einem Höhenrücken und entlang eines Flussabschnitts unter stärkstem Einsatz von schweren Waffen und Panzern zu verteidigen. Den deutschen Infanterie- und Panzerverbänden gelang es, tiefer in das Verteidigungssystem hineinzustossen, nach beiden Seiten die Einbruchsstelle zu erweitern und hierbei die Besatzung eines feindlichen Stellungsschnitts aufzureiben.

An diesem Erfolg waren auch Verbände einer Flakdivision beteiligt, die in vorbildlicher Zusammenarbeit mit der Infanterie und den schnellen Truppen die Einbruchskämpfe unterstützten. Hierbei wurden am 31. August 51 feindliche Feldbatterien vernichtet und Gegenstände feindlicher Panzer abgewehrt.

Auch westlich von Stalingrad drangen die deutschen Truppen vor. Bereits vor einigen Tagen nahm eine niederländische Division in küstennahem Handreich die Stadt Kalatsch ostwärts des Don. Zwei gemischte Angriffsgruppen, die aus Infanterie, Pionieren, Panzerjägern, Artillerie und Flakgeschützen gebildet waren, drangen nach Ausschaltung der feindlichen Batterien in harten Nahkämpfen in die Stadt ein. Die Bolschewisten, die jedes Haus am Stadtrand zu Widerstandsnestern ausgebaut hatten, setzten sich verzweifelt zur Wehr. Bunker auf Bunker mussten von den Flakgeschützen in direktem Beschuss erledigt werden. Auch in den Strassen der Stadt wurde um jedes einzelne Haus gekämpft. Mit Flammenwerfern und geballten Ladungen räumten die Pioniere die Widerstandsnester aus. Nach vierstündigem erbittertem Häuserkampf waren Stadt und Bahnhof fest in deutscher Hand. Die Bolschewisten verloren zahlreiche Gefangene und hatten schwere Verluste. Mit Kalatsch ist der wichtigste Eckpfeiler aus der Westfront des Stalingrader Festungssystems herausgebrochen worden.

Im Nordwesten von Stalingrad belegten Kampf- und Sturzkampfflugzeuge die feindlichen Verteidigungsanlagen mit Bomben aller Kaliber. Über 30 Panzerkampfwagen, die von den Bolschewisten an beherrschenden Punkten des hügeligen Geländes eingegraben waren, wurden durch Bombenvolltreffer zertrümmert. Durch weitere Volltreffer wurden 15 Geschütze der Bolschewisten beim Übergang eines Flusses vernichtet. Die von deutschen Schlachtflugzeugen aus geringer Höhe abgeworfenen Bomben trafen den feindlichen Nachschubverkehr empfindlich. Über 300 Lastkraftwagen wurden zerstört oder beschädigt. Die Fahrzeugtrümmer führten auf den wenigen Strassen, die den Bolschewisten innerhalb des Verteidigungssystems von Stalingrad noch verblieben sind, zu weiteren Stockungen und Nachschubschwierigkeiten.

Erfolgreich wurden auch feindliche Flugplätze angegriffen. Bei einem überraschenden Tiefangriff wurden auf einem Feldflugplatz durch Bombenvolltreffer 15 bolschewistische Flugzeuge zerstört. In der Nacht darauf wurden die Flugplätze des Feindes ostwärts der Wolga sowie kriegswichtige Ziele in Stalingrad wirksam mit Bomben belegt.

Bataillone von 500 auf 70 Mann Kopfstärke zusammengeschossen

Berlin, 2. September. Beim Kampf um eine Ortschaft im mittleren Abschnitt der Ostfront versuchte der Feind in die ersten Häuser des an einem Flusslauf gelegenen Dorfes einzudringen. Die angreifenden bolschewistischen Infanterie- und Panzereinheiten erlitten hierbei schwere Verluste. Von sieben angreifenden Panzerkampfwagen wurden vier abgeschossen, woraufhin die restlichen drei den Angriff nicht mehr fortsetzten.

Es ist kennzeichnend für die ausserordentlich hohen Verluste des Feindes, dass nach übereinstimmenden Aussagen der gefangenen Bolschewisten Bataillone von 500 auf 70 Mann Kopfstärke zusammengeschossen wurden. Einen hohen Anteil an diesen schweren Verlusten bei den verzweifelten Angriffen des Feindes hatte die hervorragend eingeschossene deutsche Artillerie, die in vorbildlicher Zusammenarbeit mit den Kampf- und Sturzkampfverbänden der Luftwaffe wiederholt feindliche Truppenansammlungen vernichtend traf, noch bevor diese zum Angriff eingesetzt werden konnten.

Aus dem Führerhauptquartier, 2. September 1942. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Südwärts von Anapa schreitet der Angriff deutscher und rumänischer Truppen gegen zäh kämpfenden Feind in befestigten Höhenstellungen fort. Vor Stalingrad gewann der Angriff in harten Kämpfen weiter Boden. Schnelle Verbände, die nördlich der Stadt bis zur Wolga vorgestossen sind, wiesen mehrere von starken Kräften geführte Gegenangriffe des Feindes ab. Auf der Wolga wurde durch Flakartillerie ein Motorschiff von 500 BRT versenkt. Ein Aufklärungsflugzeug versenkte im Wolgadelta südlich Astrachan einen Sowjetkanonier durch Bombenwurf.

Südlich Kaluga und bei Rschew wurden mehrere örtliche Angriffe der Sowjets abgewiesen und Bereitstellungen durch Artilleriefeuer und Angriffe der Luftwaffe zerschlagen.

Südlich des Ladogasees scheiterten wiederholte feindliche Angriffe unter hohen blutigen Verlusten. Auf dem See wurden durch Bombentreffer ein Sowjettorpedoboot versenkt und zwei Transportkähne beschädigt.

Kampfflugzeuge griffen bei Tag und Nacht einen wichtigen Eisenbahnknotenpunkt nördlich Moskau an. Explosionen und grosse Brände wurden beim Abflug erkannt.

In der vergangenen Nacht flogen Sowjetflugzeuge in das Generalgouvernement und nach Ostpreussen ein und griffen hauptsächlich Wohnviertel der Stadt Warschau an. Es entstanden mehrere Brände.

Bei Vorstössen deutscher und italienischer schneller Truppen in Ägypten wurden dreissig feindliche Panzerkampfwagen vernichtet. Im Zusammenhang mit diesen Kämpfen wurden am 31. August und 1. September

Aus dem Führerhauptquartier, 1. September. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Südlich des unteren Kuban brachen deutsche und rumänische Truppen zähen feindlichen Widerstand und stiessen an die Ostküste des Schwarzen Meeres durch. Stadt und Hafen Anapa wurden von rumänischen Truppen genommen. Deutsche Schnellboote griffen im Schwarzen Meer einen gesicherten Geleitzug an und versenkten zwei Schiffe mit zusammen 4500 BRT, darunter einen Tanker. In der Kertschstrasse beschoss eigene Küstenartillerie einen Verband feindlicher Motorboote von denen zwei brennend liegen blieben.

Südlich von Stalingrad erweiterten Infanterie-Divisionen und schnelle Verbände in harten Kämpfen den Einbruch in die feindlichen Befestigungsanlagen und nahmen im raschen Vorstoss in Richtung auf die Stadt ein wichtiges Höhengelände in Besitz. Ein feindlicher Panzerzug wurde vernichtet. Starker Einsatz der Luftwaffe trug zur Zermürbung des feindlichen Widerstandes bei. Schwere Bombenangriffe wurden in der vergangenen Nacht gegen Stalingrad und mehrere Flugplätze ostwärts der Wolga geführt.

Die Zahl der seit dem 11. August südwestlich Kaluga in schweren und erfolgreichen Abwehrkämpfen vernichteten Sowjetpanzer hat sich auf 868 erhöht.

Nordwestlich Medyn und bei Rschew scheiterten neue von Panzern unterstützte Angriffe des Feindes. Kampf- und Sturzkampfverbände brachten den in hartem Abwehrkampf stehenden Truppen wirksame Entlastung. Die gestern genannte Sturmgeschützabteilung schoss wieder 30 feindliche Panzer ab.

Südlich des Ladogasees halten die Kämpfe an. Mehrere Angriffe des Feindes wurden zum Teil im Gegenstoss abgewiesen. Auf dem See wurde ein sowjetisches Kanonenboot durch Luftangriff vernichtet.

Ein deutsches Minensuchboot versenkte

ber in Luftkämpfen durch deutsche und italienische Jäger 51, durch Flakartillerie vier britische Flugzeuge abgeschossen. Ein deutsches Unterseeboot versenkte im Mittelmeer einen Dampfer von 4000 BRT aus einem Geleitzug.

Bei Tageseinflügen einzelner Flugzeuge in die besetzten Westgebiete verlor die britische Luftwaffe gestern zwei Jagdflugzeuge. In der vergangenen Nacht griff die britische Luftwaffe mehrere Orte der Saarpfalz an. Die Zivilbevölkerung hatte Verluste. In Wohnvierteln, vor allem in Saarlautern, entstanden Sach- und Gebäudeschäden. Zwei der angreifenden Flugzeuge wurden zum Absturz gebracht.

Leichte deutsche Kampfflugzeuge erzielten in einem Truppenlager an der englischen Südküste Bombentreffer schweren Kalibers. In der Nacht wurden kriegswichtige Anlagen in den Midlands und in Nordostengland mit Spreng- und Brandbomben belegt und mehrere Brände verursacht.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt ferner bekannt: In dem bei Dieppe erbeuteten englischen Befehl, Anhang L, Abschnitt 4, Ziffer B (2) heisst es: „Wo immer es möglich ist, werden den Gefangenen die Hände gebunden, damit sie ihre Papiere nicht vernichten können.“ In der amtlichen Darstellung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 30. August 1942 wur-

USA-Truppen auf Neu-Guinea eingekreist

Erfolgreiche japanische Luftangriffe auf Nord-Australien

Berlin, 2. September. Nach der erfolgreichen japanischen Landung auf der äussersten Ostspitze Neu-Guineas, in der Milne-Bucht, sind die auf den Kleinen Salomon-Inseln kämpfenden amerikanischen und kanadischen Truppen völlig eingekreist. Die sogenannte „China-Strasse“ zwischen Neu-Guinea und dem Lucisade-Archipel wird von den Japanern beherrscht, die mit ihren See- und Luftstreitkräften jeden Entsatz der

de u. a. dieser Ausschnitt des englischen Befehls veröffentlicht. Die englische Regierung hat hierzu nicht Stellung genommen.

Das Oberkommando der Wehrmacht hat deshalb angeordnet, dass alle bei Dieppe gefangen genommenen britischen Offiziere und Soldaten am 3. September 1942, 14 Uhr, in Fesseln gelegt werden. Der Grund für diese Behandlung wurde den Gefangenen bekanntgegeben. Diese Massnahme wird erst aufgehoben werden, sobald die britische Regierung die in oben bezeichnetem Befehl verfügte Anordnung über Fesselung deutscher Kriegsgefangener in amtlicher Bekanntmachung zurückzieht.

Das Oberkommando der Wehrmacht erklärt weiterhin, dass alle zukünftigen Wildwestmethoden dieser Art, die eine Schändung und Missachtung tapferen Soldatentums darstellen, sofort mit schärfsten Repressalien beantwortet werden.

Die deutschen Truppen haben bisher — zahlreiche photographische Aufnahmen von Dieppe beweisen es — die gefangenen Briten wie einen anständigen Gegner behandelt und versorgt. Es bleibt der britischen Führung überlassen, zu beurteilen, ob diese von ihr veranlasste Änderung in der Gefangenenbehandlung nach den Erfahrungen von Dieppe mehr deutsche oder britische Gefangene treffen wird.

abgeschnittenen amerikanischen Truppen auf den Salomon-Inseln unmöglich machen.

Bei Luftkämpfen über Nord-Australien und dem Korallenmeer wurden am Sonntag 21 feindliche Flugzeuge bei nur drei japanischen Verlusten abgeschossen. Townsville am Korallenmeer und Port Darwin wurden erneut von der japanischen Luftwaffe bombardiert. Ausgedehnte Brände konnten beobachtet werden.

An feindlichen Kriegsschiffen wurden versenkt: Der Flugzeugträger „Eagle“, ein Hilfskreuzer mit 12 000 BRT, zwei Zerstörer, ein Unterseeboot, zehn Schnellboote, drei Bewacher und drei kleinere Fahrzeuge. Beschädigt wurden zwei Zerstörer und zahlreiche Schnellboote.

Im gleichen Zeitraum versenkte die Luftwaffe 14 Handelsschiffe mit 109 000 BRT und beschädigte weitere 12 Handelsschiffe ohne Grössenangabe.

An feindlichen Kriegsfahrzeugen versenkte die Luftwaffe einen Kreuzer, vier Zerstörer, ein Unterseeboot, ein Torpedoboot, ein Schnellboot, einen Bewacher und ein Geleitzug. Beschädigt wurden zwei Flugzeugträger, 12 Kreuzer bzw. Zerstörer, vier Schnellboote, ein Sturm-Landungsboot, ein Geleitzug.

Ausser den empfindlichen Kriegsschiffsverlusten verlor die feindliche Schifffahrt somit im Monat August insgesamt 125 Schiffe mit zusammen 808 000 BRT. Weitere 35 Schiffe mit zusammen etwa 200 000 BRT wurden torpediert bzw. durch Bombentreffer schwer beschädigt.

Krasno-Medwidowskaja genommen

Berlin, 2. September. Wie das Oberkommando der Wehrmacht zu den Kämpfen südlich des unteren Kuban ergänzend mitteilt, nutzten die deutschen und rumänischen Truppen ihren gestrigen Durchbruchserfolg aus und stiessen bis an die Küste des Schwarzen Meeres vor. Hierbei nahm ein deutsches Infanterieregiment unter Führung des Ritterkreuzträgers Oberst Friebe nach fünftägigem Kampf und Marschen, die höchste Anforderung an die deutschen Soldaten stellten, die stark ausgebauten und vom Feinde hartnäckig verteidigte Ortschaft Krasno-Medwidowskaja (ostwärts Anapa).

Die Hafenstadt Anapa, die in die Hand

der rumänischen Truppen fiel, wurde nach dem Fall von Sewastopol von der bolschewistischen Schwarzmeerflotte als einer ihrer Ausweichhäfen benutzt. Darüber hinaus stellt diese Hafenstadt ein Zentrum und Umschlagplatz der kaukasischen Weinindustrie dar. Die Einnahme von Anapa wurde durch Tiefangriffe deutscher Zerstörerflugzeuge wirksam unterstützt. Durch Bordwaffenbeschuss wurden mehrere feindliche Kolonnen auf den Strassen nach Anapa bekämpft und feindliche Batterien im Hafengebiet ausser Gefecht gesetzt.

Auch ostwärts dieses Kampfgebietes wurden die Bolschewisten zurückgeschlagen.

Drei Jahre Seekrieg

Von Kapitän zur See a. D.
v. Waldeyer-Hartz

Das Kriegsgeschehen schreitet über alle Berechnungen von Zeit, Raum und Material hinweg. Es hat seinen eigenen Masstab gesucht und gefunden und ist bei einer Grösse angelangt, die vor drei Jahren kaum jemand für möglich gehalten hätte. Hierüber zum Nachdenken anzuregen, soll der Zweck der nachstehenden Ausführungen sein. Es genügt nicht, dass wir mit den Ereignissen mitgehen und uns nur mit dem auseinandersetzen, was der Tag bringt. Wer so verfährt, bleibt mit seiner Einstellung zum Lebenskampf des deutschen Volkes an der Oberfläche haften. Wir müssen uns aber zu einem tieferen Verständnis erziehen. Nur so können wir gerecht urteilen und wahrhaftigen Dank für alle Erfolge empfinden, die uns bislang beschieden waren und in ihrer Fortsetzung zum Endsiege führen werden.

Im engen Becken der Ostsee, die nur bescheidene Entfernungen von Hafen zu Hafen kennt und mit ihren geringen Wassertiefen ein echtes Nebenmeer darstellt, begann der Kampf in kleinen Formen. Der polnische Staat hatte den Aufbau einer Marine in Angriff genommen, die nach dem Willen der Männer in Warschau dereinst zu einem gewichtigen Machtzähler werden sollte. Hochfliegende Pläne, von Frankreich genährt, das die Mittel zum Ausbau des Kriegshafens Gdingen zur Verfügung stellte, umgaulten den leicht erregbaren Sinn des polnischen Volkes. Es träumte nicht nur von einer Seeherrschaft in der Ostsee, sondern auch von der Einrichtung lebhaft betriebener überseeischer Beziehungen. Zu Finnlands, Schwedens und Dänemarks Gunsten hätte sich solch eine Entwicklung nicht ausgewirkt. Seit dem Herbst 1939 gibt es eine polnische Marine nicht mehr. Sehr bald nach Kriegsbeginn brach sie zusammen. Nur ein beschränktes Aufgebot der deutschen Flotte, darunter die Linienschiffvetranen „Schlesien“ und „Schleswig-Holstein“ war erforderlich, um aus den Kriegsfahrzeugen unter polnischer Flagge einen Trümmerhaufen aus Stahl und Eisen zu machen. Was nach England entkam, hat inzwischen überwiegend ebenfalls sein Grab in der Tiefe der See gefunden. Damit ist auch der jüngste Versuch des polnischen Adlers,

Über 25 Millionen kg Bomben geworfen

Berlin, 2. September. Das Kampfgeschwader Boelcke, dessen Gruppen sich schon im Kampf gegen Polen, Frankreich und die britische Insel durch besondere Einsatzfreudigkeit auszeichneten, erreichte in diesen Tagen die Zahl von 22 000 Feindflügen seit Kriegsbeginn. Die Flugzeuge des Geschwaders haben bisher über 25 Millionen kg Bomben auf Feindziele geworfen.

an der Ostsee zu horsten, zum Erliegen gebracht.

Im Nordseeraum sah sich die deutsche Kriegsmarine mit Beginn der Feindseligkeiten vor sehr schwere, sehr ernste Aufgaben gestellt. Als Folge des Versäilers Diktates war ihre zahlenmässige Unterlegenheit Grossbritannien gegenüber beträchtlich. Selbst das Flottenabkommen des Jahres 1935 hatte hieran wenig zu ändern vermocht. Dabei war dieses Abkommen insofern von grundlegender Bedeutung gewesen, als es uns die U-Boot-Waffe zurückgab. Mühsig, ein Wort darüber zu verlieren, welch ein Kräftezuwachs dadurch für uns entstand. Trotz allem blieb der Kampf auf der Walfahrt der Nordsee von Gefahren umlauert. Dass die Seekriegsleitung sie klar erkannte und sich vor ihnen nicht beugte, dass sie vielmehr trotz der Ungunst der numerischen Verhältnisse und sonstiger operativer Schwierigkeiten wieder und immer wieder mit Erfolg bemüht blieb, den Geist der Offensive zu pflegen und dem Gegner das Gesetz des Handelns abzurufen, das machte unsere Stärke aus und war es vornehmlich, was uns auch im Nordseeraum von Erfolg zu Erfolg schreiten liess. Auch hier trat sehr bald deutlich in Erscheinung, dass die durch Versailles zu Boden geworfene deutsche Kriegsmarine einem Antaus gleich sich erhoben hatte. Ihr Personal und Material brachten den Ruhm vom Skageraktag zu neuem Leuchten. In seemännischer und taktischer Hinsicht hatte die britische Flotte uns nichts mehr zu lehren. Wir waren über sie hinausgewachsen. Das Erbe eines Tirpitz und Koesters, eines Grafen Dohna und eines Otto Weddigen war von treuen Händen sorgsam behütet, gepflegt und zum Weiterreifen gebracht worden. Im Norwegenunternehmen brach das Erbe mit einem Glanz hervor, der dem am Skageraktag bezeugenen Können in nichts nachstand. Was 1940 von den Kommandanten unserer grossen und kleinen Schiffeinheiten navigato-

risch und im draufgängerischen Einsatz geleistet worden ist, vermag nur der Fachmann voll zu würdigen. Unter Friedensverhältnissen unmöglich Scheinendes wurde unter erschwerten Kriegsverhältnissen durchgeführt. In mehr als einer Hinsicht darf das Norwegenunternehmen ohne jede Übertreibung als eine Grösstat der Seekriegsgeschichte aller Völker und Zeiten bezeichnet werden. Nicht nur, dass wir die britische Strategie gründlich übers Ohr gehauen haben, wichtiger noch war die Tatsache, dass angesichts der breiten, ostwärts gerichteten Aufmarschfront der englischen Flotte deutsche Einheiten in überraschendem Vorstoss die Weite der Nordsee überwand und den entscheidenden Anstoss dazu gaben, dass ganz Norwegen als eine der englischen Inseln flügelnde Basis in unsere Hand fiel.

Kaum, dass Landheer und Luftwaffe die Sturmziele in Frankreich erstritten hatten, folgte ihnen auch schon die Kriegsmarine mit Schiffen, Küstenwehr und Werfttätigkeit auf dem Fuss. An den französischen Küsten entstanden vor allem die stark gesicherten Stützpunkte, von denen nun unsere Kleinkampfschiffe im Armelkanal und unsere U-Boote gegen die Seefahrt unter feindlicher Flagge im Atlantik operieren. Zurzeit ist der Seekrieg in eine Phase schärfster Spannung getreten. Man weiss hüben und drüben sehr genau, dass sein Wirken zu den entscheidenden Zählern des gesamten Kriegsverlaufes gehört. Mit einer Sorglosigkeit ohnegleichen hatten sich die Amerikaner offen an Englands Seite gestellt. Erst als die deutsche U-Boot-Waffe mit hartem Knöchel an den Toren der Yankees pochte, kam das Erwachen. Seitdem ist allerhand geschehen, um den Würgegriff der deutschen U-Boot-Waffe abzuwehren. Zur Entlastung der Schiffsahrt längs der amerikanischen Küste ist der Landtransport in steigendem Umfange herangezogen worden. Der Verkehr auf dem Wasser erfolgt nur noch in Form des zeitverschlingenden Geleitzsystems. Kleine Luftschiffe werden zur Sicherung eingesetzt, ferner Fahrzeuge der Marine zum Teil von England entliehen, und Flieger der Schiffskehr ist sichtbar zurückgegangen. Aufgabe unserer U-Boote wird es sein, ein Wiederaufleben zu unterbinden. Von besonderer Bedeutung sind die Nachschubwege geworden, auf denen England und Amerika den nordrussischen und ägyptischen Kriegsschwarzpulver mit Kriegsgeschütz zu versorgen trachten. Auch hier sind unsere „Ritter der Tiefe“ ständig und mit Erfolg auf der Wacht, dem Feinde schwere Versenkungsstunden beizubringen. Während im Zentralen Atlantik und auf dem Wege nach dem Kap der guten Hoffnung die U-Boote im wesentlichen auf sich selbst angewiesen sind, finden sie im hohen Norden, wo die Gegner die ewige Eisgrenze ansteuern, um sich nach den Häfen der Murmanküste und des Weissen Meeres durchzuschlagen, stille aber starke Unterstützung durch unsere schweren Seestreitkräfte. Schlachtschiffe der Amerikaner und Engländer halten sich in jenen Zonen ständig bereit, um ihre Geleitzüge zu decken, falls etwa ein Grossangriff erfolgen sollte. Wir buchen den Vorteil des Angreifers für uns, der sich Ort und Zeit wählen darf, während die Gegner dauernd auf ihrem Posten ausharren müssen und ihr Material daher in weit stärkerem Masse verbrauchen. Dass auf dem nördlichen Seekriegsschauplatz auch die Luftwaffe eine bedeutsame Rolle spielt, ist aus mehr als einem Wehrmachtsbericht hervorgegangen.

Im hohen Norden des Pazifik haben die Japaner die Ausläufer der Aleuten besetzt und sich damit in der Umgebung jener Seefahrtstrassen eingenistet, die die Sowjetunion in zäher Arbeit ausgebaut hat, um eine Verbindung auf dem Wasservege zwischen Archangelsk und Wladiwostok herzustellen. Auf dieser Route, die nur während der Sommermonate passierbar ist, könnte die Sowjetunion Nachschub an Kriegsgeschütz aus Amerika über Alaska erhalten. Japan wird aber nicht in der Lage sein, diesen wahrscheinlich spärlichen Verkehr zu unterbinden, solange er auf sowjetischen Schiffen vor sich geht. Im übrigen bleibt zu beachten, dass der Seekrieg im pazifischen Raum seine eigene Note hat. Die uns zur Verfügung stehende Flottenstärke gestattet einen Einsatz zur Schlacht nicht. Wir müssen vielmehr daraus Nutzen ziehen, dass der atlantische Raum eine wesentlich grössere Verkehrsachse aufweist, als der pazifische. Aufgabe der deutschen Seekriegsführung ist und bleibt der Handelskrieg mit allen Mitteln, um die Gegner wirtschaftlich niederzurufen. Demgegenüber streben die Japaner schon weit sie weit über See fremdes Land besetzen, die Erringung der Seeherrenschaft an. Und das kann nur durch einen ausgesprochen militärischen Einsatz, also durch die Schlacht geschehen. Beides ist gleich wichtig und in gleicher Weise entscheidend. Ja, man darf sogar ohne Übertreibung behaupten, dass sich die Seekriegsführung der Achsenmächte und Japans aufs trefflichste ergänzen. Ein in seiner Seeherrenschaft gebrochener Gegner ist dem wirtschaftlichen Niedergang ausgeliefert, ein wirtschaftlich schwer geschädigter Gegner vermag nicht mehr um die Seeherrenschaft zu ringen.

Neues aus der Heimat

Zu Münchener Hochschulprofessoren berufen
Der Führer hat auf Vorschlag des Reichserziehungsministers den Direktor der Bayerischen Staatsoper in München, Rudolf Hart-Sieverz, zum ordentlichen Professor an der Staatl. Hochschule für Musik, und den Bühnenbildner an der gleichen Oper, Ludwig Sievert, zum ordentlichen Professor an der Staatlichen Akademie für angewandte Kunst in München ernannt. Durch die Berufung dieser beiden bekannten Künstler zu Hochschulprofessoren wird die notwendige Verbindung der Akademien mit der Münchener Oper hergestellt.

Theatermalerlehrlinge
Die Wiener Theatermalerei kann sich des besten Rufes rühmen. Diese Kunst der Theatermalerei soll auch in Zukunft gehet und gepflegt werden. Daher wurden erstmalig im Reichsgebiet gerade in Wien Theatermaleranerlinge eingestellt, die später als wirkliche Lehrlinge Anerkennung finden sollen, wenn der Theatermalerberuf als Lehrberuf anerkannt ist.

Kaninchen für den Osten
Die Kaninchenzüchter Mitteldeutschlands aus der Landesfachgruppe Sachsen-Anhalt werden umfangreiche Lieferungen junger Kaninchen für die eingegliederten Ostgebiete

Weisse und Neger gleichgestellt

Grosse Aufregung über die Manipulationen der englischen Minenkapitalisten in Südafrika

Vigo, 2. September. In breiten Kreisen der südafrikanischen Bevölkerung hat die Nachricht, die südafrikanische Regierung habe nunmehr die völlige Gleichstellung der Weissen und der Neger auf allen Gebieten der gleichen gewerkschaftlichen Rechte erteilt wie den weissen Arbeitern, grosse Aufregung hervorgerufen. Man sieht in dieser Massnahme einen neuen Schritt auf einer Strasse, die nur mit dem Untergang des weissen Südafrika enden wird.

Der erste Schritt bestand in der Bewaffnung der südafrikanischen Eingeborenen und ihre Einziehung zu den regulären Abteilungen der Wehrmacht. In afrikanischen Nationalistenkreisen erklärt man, England verkaufe sozusagen in Südafrika ein weisses Erstgeborenrecht, um billige Kanonenfutter und billige Arbeiter für die Ausbeutung der südafrikanischen Bergwerks- und Rüstungsindustrie zu erhalten. Die Lage des weissen Arbeiters werde durch diese Zugeständnisse der Regierung auf längere Sicht gesehen völlig hoffnungslos, denn der weisse Arbeiter könne in Südafrika mit dem Schwarzen, dessen Lebensbedürfnisse unendlich viel niedriger lägen, in keiner Weise konkurrieren. Der weisse Arbeiter werde auf die Dauer entweder verhungern oder zum „Poor-White“ (armen Weissen) herabsinken oder auswandern müssen.

Die neue Verordnung ist unter dem Druck des anglo-jüdischen Minenkapitals in Johannesburg erfolgt, das dringend billiger Arbeitskräfte bedarf und sich aus dieser Massnahme eine Beschneidung der Lohnansprüche der weissen Arbeiter erhofft.

Das ist die englische Kohlenpreispolitik

Genf, 2. September. Der geschäftsführende Direktor der „Rickett, Cockerell and Company Aktiengesellschaft“ erklärte auf der Generalversammlung dieses bedeutenden englischen Kohlenbergwerks- und Handelsunternehmens, England habe vor dem Kriege 240 Millionen Tonnen Kohlen erzeugt und 40 Millionen Tonnen ausgeführt. Gegenwärtig könne die englische Kohlenherzeugung infolge der Lage des Arbeitsmarktes und des Transportwesens bei weitem nicht einmal den englischen Bedarf decken.

Erfreulicherweise seien die Kohlenpreise so angestiegen, dass nur sehr wenige Verbraucher sich Kohlen über ihren dringenden Bedarf hinaus kaufen können. Voraussichtlich würden sich die Schwierigkeiten der innerenglischen Kohlenversorgung noch verschärfen. Trotz dieser düsteren Zukunftsaussichten konnte der Direktor aber hinzufügen, es sei ein Vergnügen, die Bilanz

vorzulegen, weil sich die Gewinne des Unternehmens infolge der günstigen Kohlenpreislage erheblich gesteigert hätten. Mit ihrer Kohlenpreispolitik schlägt also die englische Regierung zwei Fliegen mit einer Klappe: sie lässt der Bevölkerung so hohe Preise abnehmen, dass sie ihren Bedarf nicht decken kann, und steigert trotzdem für geringere Leistungen die Dividenden der Kohlenbergwerks- und Kohlenhandelsindustrie.

Die kleinen Gehaltsempfänger sollen Roosevelts Krieg finanzieren

Vigo, 2. September. Einer United-Press-Meldung zufolge plant man im amerikanischen Schatzamt, durch erhöhte Besteuerung der Einkommen der Angehörigen der unteren Gehaltskategorien etwa eine weitere Milliarde Dollar dem Fiskus zuzuführen.

Antibritische Kundgebung in Ägypten

Saloniki, 2. September. Nach einer Meldung aus Ankara gab die Feier des Unabhängigkeitstages in Kairo und Alexandrien Anlass zu Volkskundgebungen gegen die britischen Besatzungstruppen. Von Studenten organisierte Umzüge wurden von der Polizei zerstreut.

Immer neue indische Freiheitskundgebungen

Bangkok, 2. September. Die Unruhen in Indien lassen sich selbst durch die strengen Gewaltmethoden der Engländer nicht unterdrücken. So wird bekannt, dass in verschiedenen Plätzen in der Provinz Madras die Polizei wieder eingreifen musste, um Umzüge von Indern aufzulösen. In Canout wurde eine Anzahl Studenten verhaftet. Ausserdem wurden die Mitglieder der Stadtverwaltung abgesetzt und der Vorsitzende Naif verhaftet, weil die Engländer vermuteten (!), dass sich die Verwaltungsbeamten an den Freiheitskundgebungen beteiligt hätten.

In Cuddalore wurde ein Mitglied des Allindischen Kongresskomitees verhaftet. In Allahabad, in den Vereinigten Provinzen, löste die Polizei Demonstrationen aus. Es wurden dabei 35 Personen verhaftet. In Bombay wurde ein Kongressmitglied mit Kerkerstrafe belegt, weil er der Anführer eines Demonstrationsumzugs war.

Auch in den Gebieten nördlich des Gangesflusses, in der Bihar-Provinz, dauern die Unruhen — nach heute in Delhi eingetroffenen Meldungen — an. Die Armee ist zur Unterdrückung dieser Unruhen mit

besonderen Vollmachten versehen worden. In der Bengal-Provinz brachen gestern verschiedene Streiks aus und die Universität in Dacca wird bis zum 25. Oktober geschlossen bleiben.

Auch Ceylon ist unsicher geworden

Tokio, 2. September. Nach hier vorliegenden Nachrichten verstärkte sich die nationale Bewegung in allen Teilen Indiens immer mehr. Wie der Korrespondent der Zeitung „Jumhuri Schimbun“ aus Bangkok meldet, begannen die indischen Nationalisten am 28. August unerwarteterweise mit geheimen Rundfunksendungen, um das indische Volk aufzumuntern. Am 29. August brachte die Kongresspartei eine weitere geheime Sendung mit einem Aufruf im Namen Gandhis, sich gegen die Briten durchzusetzen. Die Entwicklung der indischen Unruhen erstreckt sich im übrigen jetzt auf alle Teile der Provinz Madras. Infojedessen ist nun auch die gegenüberliegende Insel Ceylon unsicher geworden. Die britischen Behörden haben dort Dringlichkeitsmassregeln gegen die Bevölkerung ergriffen.

Beförderungen in der Wehrmacht

Riga, 2. September. Der Führer hat den Wehrmachtbefehlshaber Ostland, Generalleutnant Braemer, mit dem 1. September 1942 zum General der Kavallerie befördert.

Berlin, 2. September. Der Führer hat befördert:

- Im Heer:
 - Mit Wirkung vom 1. August 1942: Zu Generalmajoren: Die Obersten Specht (Karl-Wilhelm), Westhoven, Müller (Friedrich-Wilhelm), von Choltitz, von Plötz, zum Generalarzt: den Oberarzt Dr. Jungblut.
 - Mit Wirkung vom 1. September 1942: Zum General der Infanterie: den Generalleutnant Hilpert, zum General der Artillerie: den Generalleutnant Engelbrecht, zu Generalleutnanten: die Generalmajore von Binäur, Dr. Meise, Landgraf, Thofern, Boysen, zu Generalmajoren: die Obersten Kress, Holzhausen, Deckmann, Pawel, Volkamer von Kirchensittenbach, Adolph-Auffenberg-Komarow, Leeb, Gerber (Alexander), Aldrian, Karl,

zu Generalärzten: die Oberstärzte Dr. Hinteregger, Dr. Richter (Helmuth), zum Generalveterinär: den Oberstveternär Dr. Wehrwein.

In der Kriegsmarine:

- Mit Wirkung vom 1. Juli 1942: Zum Konteradmiral (Ing.): den Kapitän zur See (Ing.) Tackenberg, Mit Wirkung vom 1. September 1942: Zu Admiralen: die Vizeadmirale Fleischer und Bachmann, zum Admiral (Ing.): den Vizeadmiral (Ing.) Zieger, zum Admiraloberstabsarzt: den Admiralstabsarzt Prof. Dr. Fikentscher, zu Vizeadmiralen: die Konteradmirale Märtens, von dem Borne, Slevogt, Wurmbach, zu Konteradmiralen: die Kapitäne zur See Plath, Horstmann, Meisel, Ruhfus (Heinrich), Brinkmann, Fricke (Otto), von Friedenburg, Hanning (Hans), Mächens, Heye (Helmuth), zu Admiralärzten: die Flottenärzte Dr. Kraft, Dr. Greul.

In der Luftwaffe:

- Mit Wirkung vom 1. September 1942: Zu Generalstabsärzten: die Generalärzte Dr. Schmidt (Friedrich), Dr. Gabler, zu Generalmajoren: die Obersten Meister, Hornung.

„Times“ bestätigt die britische Invasionsabsicht

Stockholm, 2. September. Zwei Tage nach der geradezu sensationellen Veröffentlichung des Oberkommandos der Wehrmacht über Dieppe schreibt die Londoner „Times“ in einem Leitartikel, dass die besten Sachkenner in der Ansicht übereinstimmen, „dass die zurzeit in Grossbritannien stehenden amerikanischen Streitkräfte nicht in der Lage sind, eine erfolgreiche Landung vorzunehmen“. Ein derartiger Versuch würde den Bolschewisten — so will das Londoner Blatt das Dieppe-Flasko plötzlich vertuschen — nicht helfen, sondern nur Unglück über die ganze „freie Welt“ bringen. Man könne mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass ein solcher Versuch in diesem Jahre auch nicht mehr unternommen werde. Nach wie vor bleibe es das Ziel und der Wunsch der USA und Englands, die Sowjetunion so lange zu unterstützen, „bis sich Gelegenheit zum Eingreifen im Westen bietet“. Damit gibt die „Times“ also, wenn auch unausgesprochen, zu, dass es sich, wie ja von deutscher Seite von Anfang an behauptet und durch die aufgefundenen britischen Befehle auch klipp und klar bewiesen wurde, bei dem missglückten Dieppe-Unternehmen eben um einen Invasionsversuch gehandelt hat. Weiterhin liefert die „Times“ mit dem Abbrechen von einer etwaigen Fortführung eines solchen Versuches zugleich den besten Beweis für die schwere Niederlage, mit der das Dieppe-Abenteuer endete.

94 Schiffe in den Gewässern um Schonan geborgen

Schonan, 2. September. In einem Interview mit einem Domei-Korrespondenten erklärte der Chef der Bergungsabteilung der Marine, dass im ganzen 94 Schiffe, von grossen Dampfern bis zu Eingeborenen-Dschunken, vom 9. Juni bis heute in den Gewässern um Schonan geborgen worden seien. Unter den geborgenen Schiffen befinden sich 20 Dampfer, 35 Leichter und 39 grosse Eingeborenen-Boote. Ferner wurden 638 Kisten Flakmunition geborgen, die von den fliehenden Briten mit einer grossen Anzahl von Lastkraftwagen und Autos in die See versenkt worden waren. Nach Beendigung der Bergungsoperationen in den Gewässern von Schonan werden sich die Sachverständigen und Ingenieure nach der Westküste von Sumatra begeben, um die Bergungsoperationen dort fortzusetzen.

Die Überschwemmung in China greift weiter um sich

Schanghai, 2. September. Die Überschwemmung in der Provinz Anhui greift weiter um sich, wie aus Tschungking gemeldet wird. Die Fläche des überschwemmten Gebietes wird auf 12 000 qkm geschätzt. Alle Städte zu beiden Seiten des Unterlaufes des Yangtsefflusses bis nach Wuhu wurden von der Überschwemmung erfasst.

Einsatz jüdischer Arbeitskräfte in Italien

Rom, 2. September. In der Provinz Bologna wurden in Durchführung der Judenbestimmungen alle Juden erfasst und nach Massgabe der Aufnahmefähigkeit der industriellen Betriebe der Arbeit zugeführt.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie, Feldpostnummer 17007
Hauptredakteur: Sonderführer (Z) Uwe Saft
Einsendungen sind zu richten an die Pp Nr. 17007

Legt das Huhn wirklich ein Hühnerei?

26 000 neue Wortbildungen in der Gegenwart

Berlin, 2. September. Die deutsche Sprache ist die reichste der Welt. Mit ihrem grossen Wortschatz und der Vielfalt ihrer Ausdrucksformen vermögen wir auch die feinsten Unterscheidungen auszudrücken. Sie ist deshalb auch mit die schwierigste der Welt, ganz besonders, weil sie nicht feststeht, sondern lebendig ist und sich ständig verändert. Sprachbildungen, die gestern noch fehlerhaft waren, sind vielleicht in Kürze keine Fehler mehr, wenn sie sich beim Volk durchgesetzt haben. Denn das Volk macht die Sprache, es ist der Schöpfer des Sprachreichtums, der ständig noch wächst. Besonders eine an gewaltigen Ereignissen so reiche Zeit wie die heutige prägt auch stets eine grosse Anzahl neuer Wörter und Ausdrücke. Der Krieg hat einen eigenen Wortschatz: Führungshauptquartier, OKW-Bericht, Westwall, Vorfahrt, Vergeltungsflüge, Tiefangriff, Kriegsbericht, Bunker, Stuka, Fallschirmjäger, Umsiedler, Rückwanderer, Kartenstelle, bezugscheinpflichtig, Zuteilungsweg, Behelfslieferwagen, Ferntraumung, Kriegsvater, Verdunkelungstinder, entdunkeln usw.

Das dem Innenministerium angegliederte Deutsche Sprachpflegeamt, das seinen Amtssitz nicht in der Wilhelmstrasse, sondern im Nordwesten Berlins hat, wo es mit dem Volk und seiner Sprache in lebendigster Berührung sein kann, hat in erster Linie die Aufgabe, die deutsche Sprache zu beobachten, die verschiedenartigen Veränderungen im Wortbestand der Gegenwart — neue Zusammenstellungen, Neubildungen, Bedeutungsverschiebungen und Absterben der Wörter — festzustellen und zu sammeln. Das Deutsche Sprachpflegeamt ist so gewissermassen der Brennpunkt, der alle Sprachveränderungen auffängt, registriert, zusammenfasst und das ständig veränderte Gesamtbild der Sprache wieder zurückstrahlt. Hier ist die einzige deutsche Stelle, die den Wortschatz der Gegenwart sammelt und nach Sachgebieten geordnet registriert. Diese Sammlung der

neuen Wortbildungen oder Wortzusammenstellungen hat die Zahl 26 000 bereits überschritten. Die jüngsten Wortsprünge der Kriegszeit werden natürlich auch hier nach Sachgebieten gesammelt.

Die Technik führt zu einem neuen Sprachschatz

Daneben läuft die Sammlung und Ordnung aller anderen Teilgebiete des Wortschatzes der Gegenwart. Wir greifen das Wort „Verkehr“ heraus, das im Zeitalter der Motorisierung natürlich besonders viele neue zusammengesetzte Wortbildungen aufweist, wie etwa Verkehrsader, Verkehrsunfall, Verkehrszählung usw. — es sind insgesamt 136 Wortbildungen. Ähnlich ist es mit allen Gebieten des modernen Lebens: Film, Luftschutz, Rundfunk, Schreibmaschine, Fernsprecher, Schallplatte usw. Der Einblick in diese Aktivität unserer Sprache beweist, dass sich die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache in neuester Zeit noch wesentlich gesteigert hat.

Unentgeltlich Rat und Auskunft

Neben dieser Sammeltätigkeit werden von dem Deutschen Sprachpflegeamt unentgeltlich fernmündlich und schriftlich an jedermann Auskünfte erteilt, durchschnittlich 2½ bis 3000 jährlich, ferner werden zahlreiche Aufsätze, Abhandlungen, Verordnungen, Erzählungen, Theaterstücke, Berichte, Romane, Gedichte, Werbschriften und ähnliches auf richtiges und gutes Deutsch geprüft. Gerade bei dieser Tätigkeit und vor allem bei den zahlreichen Anfragen kann das Sprachpflegeamt am sicherstem beobachten, wo sprachlich der Schuh drückt, wo etwas Neues im Leben der Sprache entsteht und wo etwas Altes im Absterben begriffen ist. Aber auch alle Sprachsünden und Sprachumweltsünden werden hier gesammelt und geben wesentlichen Aufschluss über die oft seltsamen Wege, die die Sprachentwicklung geht.

Nicht mehr „die Drohne“, sondern „der Drohn“

Viele deutsche Wortbildungen sind unlogisch und falsch. Wir haben uns daran gewöhnt und sprechen sie aus, ohne zu bemerken, dass wir eigentlich etwas Sinnloses sagen. So waren wir bisher gewohnt, „die Drohne“ zu sagen, obwohl es sich hier um ein männliches Arbeitsgerät handelt. Der Inkerverband hat diesem Unsinn selbst ein Ende gemacht und beantragt, dass es in Zukunft „der Drohn“ heisst, was vom Deutschen Sprachpflegeamt gerne angenommen und zugesagt wurde. Im Duden wird also in Zukunft dieses Tier auch sprachlich männlich werden. Logisch unrichtig ist auch der Pferdeschwanz oder Pferdehals — denn nicht die Mehrzahl „Pferde“ hat einen Schwanz, sondern ein Pferd — es müsste richtiger Pferdeschwanz heissen, wie auch Huhn und Ei richtiger ein Hühnei und kein Hühnerei ergibt. In einem Zimmer befindet sich immer nur eine Schulkasse, weshalb es richtiger Klassenzimmer anstatt Klassenzimmer heissen müsste. Völlig falsch ist der „Instrumentenmacher“, der niemals mit dem Dativ stehen dürfte, da der Macher der Instrumente nur ein Instrumentemacher sein kann.

Vieles ist noch im Fluss

Grosse Schwierigkeiten macht auch die Verwendung der Wörtchen „von“ und „aus“. Ein Gegenstand ist von Holz, von Erz, von Eiche, dagegen aber aus Glas, aus Leder, aus Pappe. Hier gilt wohl allgemein die Regel, dass das Wörtchen „aus“ immer dann ge-

setzt wird, wenn der Gegenstand erst durch die menschliche Arbeit entstanden ist; das Wörtchen „von“ immer dann, wenn die Natur ihn liefert. Auch mit „haben“ und „sein“ werden noch viele Fehler gemacht. Es heisst richtig: „Ich habe zwei Stunden geschwommen — aber ich bin ans andere Ufer geschwommen“. Sie hat die ganze Nacht getanzt, aber sie ist mit mir bis an die Tür getanzt. Hier gilt, dass „haben“ gesetzt wird, wenn die allgemeine Tätigkeit angegeben werden soll, ist aber ein Ziel genannt, dann muss „sein“ stehen. Häufig begegnet man auch der fehlerhaften Anwendung der Endsilben „ig“ und „ich“. Ich habe einen vierwöchigen Urlaub, aber ich nehme zweimal wöchentlich russischen Sprachunterricht. Bei Zeitbestimmungen muss die Silbe „ig“ verwendet werden, wenn die Dauer, die Silbe „ich“ dagegen, wenn die Wiederkehr ausgedrückt werden soll. In der Kriegszeit wird jeder oft in die Gelegenheit kommen, die Mehrzahl von „Mann“ bilden zu müssen, die sowohl „Männer“ wie auch „Leute“ heissen kann. Hauptmann, Hauptmänner und Hauptleute, Schutzmann, Schutzmänner und Schutzleute. Beides ist richtig, die ursprüngliche Bezeichnung heisst Leute, erst spätere Jahrhunderte haben das Wort Männer geprägt.

Vieles ist mitten im Wandel und ist sowohl falsch und richtig. Wir sagen zum Beispiel „trotzdem“ und doch wird trotz mit dem Genitiv sprachlich nicht falsch sein, — „kostet mir“ und „kostet mich“ ist beides richtig. „Auf Grund“ wird in zwei Worten geschrieben und Grund mit einem grossen G. Dagegen hat sich die Schreibweise von „an Hand“ und „anhand“ schon so stark vermischt, dass man „anhand“ nicht mehr als falsch bezeichnen kann. Immer noch werden auch „überführt“ und „übergeführt“ verwechselt. Richtig ist: Nachdem der Verbrecher der Tat überführt war, wurde er aus dem Untersuchungsgefängnis in die Strafanstalt übergeführt. Beim tatsächlich greifbaren Vorgang muss es übergeführt heissen. Auch wird, was man immer wieder falsch sieht, dienstags, mittwochs usw. als Umstandswort stets klein geschrieben, wie ich ja auch wochentags klein schreibe. Noch einige der häufigsten Verwechslungen seien herausgegriffen: der Balg (Tierhaut), das Balg (unartiges Kind), der Bund (Vertrag) und das Bund (Gebinde), die Erkenntnis (Einsicht) und das Erkenntnis (richterliches Urteil), der Moment (Augenblick) und das Moment (Beweggrund). Er heisst richtig a n o m a l und niemals anomal, denn der Gegensatz von Normal ist abnormal. Strittig ist auch bereits sodass oder so dass, wenn auch die Rechtschreibung noch die getrennte Schreibweise verlangt.

Man könnte die Aufzählung weiter fortsetzen, aber diese knappe Übersicht mag beweisen, wie reich und wie lebendig die deutsche Sprache ist. Im Deutschen Sprachpflegeamt arbeiten Wissenschaftler, Praktiker, Techniker, Kaufleute, Phonetiker und Sprachhistoriker zusammen, um in gemeinsamen Überlegungen die richtige Schreibweise zu ermitteln — den Ausschlag aber gibt immer das Volk selbst.

Adolph Meuer

Goethe-Medaille für Prof. von Matsch

Berlin, 2. September. Der Führer hat dem Maler Prof. Franz von Matsch in Wien aus Anlass seines 60jährigen Berufsjubiläums in Würdigung seiner Verdienste als Maler und Bildhauer die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Bobbi bricht das Eis

Eine Urlaubsbeobachtung von Marga Kellermann

Ist er nicht eine kleine Oase der Beschaulichkeit inmitten der Grosstadt, mein Balkon? Ruhelich strecke ich mich abends in den Liegestuhl und genieße zärtlichen Blicks das üppige Gewoge der rosaroten Petunien, die weit ausladend von den Kästen herunterhängen. Die Strasse mit ihren Neubauten, Vorgärten, Bäumen und vereinzelt Laternen, die man bequem durch das Gittergeländer unterhalb der Blumen überschaubar, ist erstaunlich unbelebt, wenn man bedenkt, dass der Kurfürstendamm kaum fünf Minuten entfernt liegt. Tagsüber hallt sie wieder von den fröhlichen Stimmen spielender Kinder. Am Abend ist sie ein Dorado für Einzelgänger, die hier die Einsamkeit suchen, gleichviel, ob es sich um obdachlose Liebespaare oder Hundebesitzer handelt.

Ein junger Drahthaarfox, der allabendlich gegen sieben Uhr mit beachtlichem Kraftaufwand ein kindliches, blondes Mädchen an einer roten Leine hinter sich herzieht, ist mein besonderer Liebling. Welch ein Temperament der kleine Kerl entwickelt, wenn er in der Nähe eines Artgenossen entdeckt! Da gibt es kein Halten. Rücksichtslos geht er über Leichen. Die dünnen Kinderarmchen seiner kaum siebzehnjährigen Herrin versuchen wohl anfangs, ihn zu zügeln, aber bald werden sie müde. Und mit liebevoll nachsichtigem Lächeln überlässt sie dem kleinen Tyrannen die Führung.

Hat er die Balgerei wieder einmal allzu toll getrieben, hält sie ihm mit ernsthafter Stimme laut und vernehmbar eine Standpauke: «Bobbi, was hast du da wieder gemacht? Du bist doch nun schon fast erwachsen. Und immer noch benimmst du dich unmöglich. Ganz schwarz bist du ja, weil du dich in der Pfütze gewälzt hast!» Mit schiefem Köpfchen und klugen Kuller Augen betrachtet Bobbi seine Besitzerin. Aber er ist gar nicht schuldbehaftet. Im Gegenteil. Er schneidet die Oberlippe ein wenig hoch, so dass man das weisse Raubtiergebiss bis zum blauschwarzen Zahnfleisch sieht, und lacht ihr frech ins Gesicht.

Mit geschlossenen Augen erkenne ich die regelmäßigen Besucher der Strasse am Widerhall ihrer Schritte auf dem Pflaster. Eines Abends ist das lustige Holzschuhklapper der kleinen Hundebesitzerin von gewichtig klirrenden Männerschritten begleitet. Erstaunt

sche ich: ein Soldat geht neben ihr. Bobbi ist durchaus nicht mehr Hauptperson. Will er, in alte Gewohnheiten verfallend, durchbrennen, greift der junge Mann mit starker Hand in die Leine und hält ihn zurück. Schliesslich muss das weisse Wollkäuel die Überlegenheit anerkennen, gibt jeden Widerstand auf und trottet artig vor den beiden her.

Abend für Abend treffen sich Soldat und Mädchen unter der roten Kastanie an der Ecke. Die Kleine, die sich in der ersten Zeit bei jedem zweiten Schritt wahrscheinlich nach den «gestrengen Herren Eltern» umgesehen hat, gibt sich immer sorgloser und zutraulicher. Während des Aufundabsehens wird der Abstand zwischen ihm und ihr kleiner und kleiner. Der erste Kuss im Halbdunkel! Unbeachtet springt der Foxel, der die aussergewöhnliche Situation wittert, an ihnen empor.

Ein paar Wochen später. Schon lange wartet der Soldat auf der anderen Strassenseite. Ungeduldig prüft er wieder und wieder die Armbanduhr. Da biegen drei Leute um die Ecke: eine rundlich kleine Frau mit einem

bunten Blumenhut auf dem hochgesteckten Haar, ein magerer Mann mit aufrechtem Gang und energischem Gesichtsschnitt, und zwischen den beiden unverkennbar die Erwartung mit niedergeschlagenen Augen, Sittsamkeit und Unbefangenheit heuchelnd. Fremd und ohne Gruss will sie an dem Freunde vorbei. Aber sie hat die Rechnung ohne Bobbi gemacht. Mit jeder Faser seines kleinen strammen Körpers strebt er dem geliebten starken Herren zu. Er zerrt an der Leine und kläfft beleidigt, weil das Mädchen ihn zurückhält. Der Soldat wendet sich ab, um zu gehen. Der Hund will ihm unbedingt nach. Er reisst sich los, springt in freudig quetschend an und kann sich gar nicht beruhigen.

«Schau einer an!» sagt die Mama verständnisvoll. «Deshalb immer die langen Spaziergänge.» Papa runzelt die Stirn.

«Ich möcht' euch Herrn Müller vorstellen», stottert die hoffnungsvolle Tochter. Sie ist rot wie Klatschmohn. Während sich Bobbi wie wild gebärdet und zwischen allen Beteiligten herumspießt, bricht Mama in ein befreites Lachen aus.

«Ich freue mich, Sie kennenzulernen», sagt der junge Mann artig. Zu viert gehen sie weiter.

Blanke Verlobungsringe dokumentieren wenig später die Legalisierung einer Sommerliebe.

Glück und Pech

Auch der Pechpeter hatte einmal Glück / Von A. Bang

Es waren einmal zwei Freunde. Der eine hatte immer Glück. Jede Arbeit geriet ihm, nie suchte Hagel seine Felder heim, seine Wiesen wuchsen fett und grün, seine Gärten trugen reiche Früchte, keine Seuche plagte sein Vieh. Dem andern aber schlug alles fehl. Sie hiessen beide Peter, und damit man gleich wusste, wer gemeint sei, riefen die Leute den einen Glückspeter, den andern Pechpeter. Ja, so war es, aber Freunde waren sie trotzdem, und der Glückspeter half, so gut er konnte, dem Pechpeter über alle seine Missgeschicke hinweg.

Nun begab es sich, dass die beiden Peter sich in die gleiche Frau verliebten. Ihr Haus lag auf dem höchsten Gipfel des Berges, darum hiess sie die Bergwirtin, und die beiden Freunde stiegen gar oft, ohne den weiten Umweg zu machen, den steilen Gensgenpfad hinan. Sie gingen stets gemeinsam,

denn jeder wachte eifersüchtig darüber, dass dem andern kein Stündlein unter vier Augen mit der Wirtin beschieden wäre.

So war es auch heute. Glückspeter und Pechpeter kletterten wieder einmal den Gensgenpfad bergan. Der Glückspeter war um ein geringeres voraus; da, wenige Meter vor dem letzten Stütz, lockerte sich ein Stein unter seinem Fuss. Beide Männer schrien auf, als der Glückspeter zur Tiefe sauste. Aber er fiel nicht sehr tief. Wieder hatte er Glück. Eine kleine Bergföhre hatte ihn aufgefangen.

Da sass er nun, luftig und sicher wie ein Vogel, nur dass er nicht davonfliegen konnte, und anders war es schwer möglich, von dem Baum fortzukommen, denn der glatte Fels ringsum bot keine Stütze für Hand und Fuss.

Der Pechpeter machte rasch die letzten Klettergriffe, nun stand er oben, entnahm dem Rucksack ein Seil und warf es dem Freund zu. Der Glückspeter band es sich um den Leib.

«Los!» kommandierte er, als er festsass. Aber der Pechpeter zögerte.

«Du sitzt gut?» fragte er.

«Ja, erwiderte der Glückspeter. «Kannst nicht abstürzen?»

«Nein,» sagte der Glückspeter. «Aber nun frag' nicht viel, zieh mich lieber hinauf.»

«Am besten wird es sein, ich lasse dich sitzen, bis ich mit der Wirtin ins Reine gekommen bin,» überlegte der Pechpeter laut. «Oder — versprichst du mir, mich heute allein zu ihr gehen zu lassen? Einmal will auch ich Glück haben. Nimmst sie mich nicht, dann magst morgen du bei ihr anknöpfen.»

Was sollte der Glückspeter machen? Da sass er fest und konnte es nicht verhindern, dass der andere jetzt allein zu Wirtin ging. Also gab er sein Wort, und der Pechpeter zog ihn hoch. Nachdem er dem Pechpeter noch ein paar kräftige Grobheiten an den Kopf geschleudert hatte, machte sich der Glückspeter auf den Heimweg, der andere aber eilte mit langen Sprüngen dem Bergwirthaus zu.

Noch in dieser Nacht wurde er mit der hübschen Frau einig, und in drei Wochen fand die Hochzeit statt.

«Hat das Glück sich gewendet?» fragten die Leute, die bei der Hochzeit waren.

Nach ein paar Monaten fragten sie nicht mehr. Denn der Pechpeter seufzte, und der Glückspeter lachte: ein böseres Weib als die Bergwirtin hat es nämlich nimmer gegeben, seit die Welt bestand.

Nach einem Jahr starb sie.

«Glück hast du,» sagte der Glückspeter zum Pechpeter, und der Pechpeter nickte mit erstem Gesicht «ja», denn das Lachen schickte sich nicht für einen Mann in Trauer.

Lustige Kleinigkeiten

Auf dem Kirchplatz steht ein Mann mit einem Fernrohr, durch das jeder Vorübergehende für zehn Pfennig hindurchsehen darf.

Auch ein alter Mann hat Lust dazu. Ist es auch scharf? erkundigt er sich vorsichtig.

«Das glaub ich,» rühmt der Besitzer. «Wenn man zum Beispiel da oben ein Flugzeug in achthundert Meter Höhe fliegen sieht,

dann würde dieses Fernrohr es Ihnen auf fünfzig Meter nahe bringen.»

Der alte Mann staunt einen Augenblick. Dann sagt er: «Aber was dann, wenn das Flugzeug dabei an den Kirchturm stösst?»

«Wissen Sie, Herr Meier, der Altersunterschied zwischen meiner Tochter und ihrem Verlobten ist allerdings ein bisschen gross! Sie ist erst zwanzig und er schon vierzig!»

«Oh — das macht jetzt noch weniger aus, Frau Müller! Gefährlich wird es erst, wenn sie einmal dreissig und er sechzig ist!»

«Ich begreife nicht, wie der Schaffner in diesem heftig schüttelnden Omnibus schreiben kann!»

«Das ist alles Gewohnheit! Wenn der zum Beispiel zu Hause etwas in besonders schöner Schrift abfassen will, muss seine Frau immer am Tisch wackeln!»

«Ich habe ihr Briefe geschickt und kleine Päckchen mit Geschenken. Alles kam ungeöffnet zurück. Glauben Sie, ich könnte trotzdem noch hoffen?»

«Ausgeschlossen; die Abneigung dieser Frau ist so gross, dass sie selbst ihre Neugierde übertrifft.»

«Sagen Sie einmal, Steward, fragt die alte Dame in Erwartung der Seekrankheit, «was raten Sie mir zu trinken?»

«Gnädigste Frau, erwidert dieser, «in diesem Fall ist das Billigste das Bestel!»

«Schöne grosse Büroräume haben Sie. Wieviel Angestellte arbeiten bei Ihnen?»

«Oh, ich denke, doch wohl mehr als die Hälfte.»

Ein Herr stieg in ein Eisenbahnabteil, in dem schon eine Dame mit ihrem Töchterlein

Ewige Liebe

Ein leichtsinniges Versprechen Von Hans Karl Breslauer

«Prinzessin!» sagte Wolfgang zärtlich. «Märchenprinzessin!»

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter, lauschte einem kleinen Liedchen, das aus einer in der Ferne verschwindenden Gondel herüberklang, und blickte versunken auf die im Mondschein schlummernde Lagune.

«Märchenprinzessin!» flüsterte er, während seine Lippen ihr duftendes Haar streiften.

«Morgen kannst du es ein Märchen nennen!» lächelte sie. «Denn alle Märchen beginnen: Es war einmal!»

«Muss das immer so sein, Senta?»

«Und wie enden die Märchen?» fragte sie vertraut.

«Der Prinz heiratete die Prinzessin, und sie wurden ein glückliches Paar!»

«Und weisst du auch, weshalb sie so enden?» Sie machte sich sanft aus seiner Umarmung los und fand in die Wirklichkeit zurück. «Weil die Fortsetzung kein Märchen mehr ist, sondern das Leben voll Enttäuschung und Verdruss!»

«Senta —»

«Pst —», winkte sie lächelnd ab, «versuche nicht, mich zu überreden, mein Entschluss steht fest... Sie rief dem Gondolier zu, umzukehren, und Wolfgang sagte zärtlich:

«Senta — willst du wirklich abreisen?»

«Waren sie nicht schön, diese wenigen Tage des Glückes?... Warum unbedeuten sie und mehr verlangen vom Leben, als es zu bieten vermag?»

Ihr Blick streifte die schlafenden Paläste. «Auch hinter dieser schönen Kulisse wohnt die Enttäuschung!»

«Senta, ich fahre mit dir!»

«Du sollst nicht einmal wissen, wohin mich mein Weg führt!» schüttelte sie den Kopf. «So wie wir uns getroffen haben, so wollen wir auseinandergehen... Nur die Erinnerung soll bleiben...»

«Aber schreiben darf ich dir?»

«Dränge nicht —»

«Deinen Namen, Senta?» bettelte er. «Deine Adresse!»

«Genügt es dir nicht, wenn du mich Senta nennst?» Ihre Augen blitzten schelmisch. «Bin ich übrigens Senta?» Und ernst werdend, fügte sie hinzu: «Kein Frühlingstraum währt ewig... Es folgt der Sommer, dann der Herbst, und alle Blumen welken!»

«Die Wunderblume unserer Liebe nicht!»

«Auch sie...» Sie überlegte und lächelte seltsam. «Du kannst mir schreiben, sagte sie mit einem plötzlichen Entschluss, «— ja — du sollst mir sogar schreiben! Zur Sonnenwende werde ich in Paris sein... Schreibe mir ins Hotel Ambassador... Der Name?... Senta Amata... Das genügt!»

«Acht kein Ende nehmende Wochen sind es noch bis dahin!» seufzte er

«Kurze Tage für eine Liebe, die ewig währt... Leb' wohl, mein Prinz!»

Die Gondel legte an. Leichtfüßig sprang sie die wenigen Treppenstufen hinauf und silbernen klang es durch die laue Frühlingsnacht:

«Zur Sommersonnenwende! Wenn du mich dann noch rufst, dann komme ich!»

Dann verschwand sie im Schatten der Piazzetta...

Als die Tage merklich kürzer wurden und die Rosen welkten, erhielt Wolfgang einen Brief.

Befremdet betrachtete er die steilen unbekannt Schriftzüge, öffnete den Umschlag und las die wenigen Zeilen.

«Sonnenwend ist lang vorbei... Keine Zeile hat mich gerufen... Die Rosen beginnen zu welken... und die Menschen nennen es Liebe...»

«Dummheiten!» brummte Wolfgang kopfschüttelnd. «Wer hat sich da wieder einen dummen Spass gemacht?»

Und ärgerlich warf er den Brief in den Papierkorb...

Wenn man auf die Stange springt

Gefälligkeit des Radfahrers / Von Obergefr. Willi Feldmann

Von der Kaserne zur Stadt geht man eine schöne runde Stunde. Man geht diesen Weg sehr gut. Fast kann man sagen, man wird gegangen. Denn die Strasse führt in sanfter Neigung zu Tal. Diesen Geländevorteil

nutzten die Radfahrer selbstverständlich aus, um ohne Strampeln mühelos zu ihren Bräuten zu kommen. Sie brauchen nur aufsitzen und lenken.

Wenn man nun mit einem Radbesitzer befreundet ist, kann man vermittels dieser Freundschaft eine schöne runde Wegstunde einsparen, die man dann bei Lotte natürlich wieder einbrockt. Stahlrossfahrer sind gesucht und beliebt. Eine Zigarette verhilft zu einem herrlichen Platz auf der Querstange.



«Den Papagei schaffe ich jetzt ab, Lore.»

«Warum denn, der ist doch so drollig?»

«Nein, er ruft immer: „Bitte, lass das, Walter!“»

«Das ist doch ulkig!»

«Das schon, aber mein Verlobter heisst Peter!»

Heini hat in der Stadt eine Puppe. Alle vier Wochen verschleisst Heini für diese Puppe ein Paar Stiefelsohlen. Er hat recht, der Heini, dass er täglich hinget. Denn die Kleine ist mit der Landwirtschaft verschwägert. Heini ist schrecklich verfressen.

Gestern begegnete mir Heini abends auf dem Flur. Er sah irgendwie verändert aus. Mir schien, er wäre kleiner geworden. Er sah etwas verbogen aus. Fast wie eine Riesensbanane.

«Nanu,» sagte ich, «warum bist du nicht bei deiner Hanne?»

«Huije! — Mensch,» stöhnte Heini, «ich habe ja hinunter wollen. — Oje — ja. Und da hat mich der Emil, der Schuft, mitgenommen. — Tcha — uije! Mein Kreuz. Tcha — und deshalb bin ich noch hier.»

«Mein lieber Heini!» antwortete ich ihm: «Da musst du schon entschuldigen. Aber sage mir das bitte noch mal. Also, der Emil nahm dich mit, und deshalb bist du noch hier? — Das fresse ich nicht.»

Heini rieb sich die Kehle und erzählte mir dieses:

«Ich will kurz vor sieben Uhr zur Stadt. Noch keine hundert Meter war ich gekommen, da höre ich hinter mir ein Fahrrad schnurren. Es war pechdunkel, und das Radlicht kam schnell näher.»

«Halt!» rief ich. «Kamerad, nimm mich doch bitte mit!»

Der bremste auch und brummte, er habe keinen Pinn dran. Sche mich nicht so blöd an. (Damit meinte Heini mich.) Der Pinn ist die Verlängerung der Hinterradachse, auf die man sich schön stellen kann. Tcha — und da habe ich dem Unbekannten gesagt:

«Aber, Kamerad, das macht doch nichts. Du nimmst mich ganz einfach auf die Stange.»

«Wenn du glaubst,» sagt der, «dann man immer ruff uff die Stange.»

«Tcha — und da bin ich auf die Stange gesprungen. Uije! Mein — oh!»

Heini wandte sich wie ein getretener Wurm und versuchte vergeblich sein Kreuz durchzudrücken.

«Na und?» fragte ich. «Weshalb bist du dann jetzt um halb acht schon wieder zurück?»

Heini stach mich mit einem unbeschreiblich imitiert verächtlichen Blick in Grund und Boden und erzählte weiter:

«Du, Heuchel!» sagte er zu mir: «Der Radfahrer war doch Langens Emil, dem ich heute früh die Wurststulle gemaust hatte. Ich hatte ihn in der Dunkelheit aber nicht erkannt. Huije — mein Kreuz. Tcha, und wie der nun sagte: wenn ich glaube auf der Stange fahren zu können, dann solle ich aufsitzen, da habe ich mich am Lenker gehalten und bin mit einem eleganten Schwung auf die Stange —»

«Na, also,» sagte ich: «Dann war doch alles in Butter.»

«Glaubst du!» spritzte mich Heini giftig an: «Aber springe du mal im Stockdunkel auf eine Stange, die nicht da ist. Der Lump fuhr doch ein Damenrad —»

Weil ich gelacht habe, laufe ich heute noch mit einer geschwollener Backe umher.

Die Brücke

Ein echt amerikanisches Geschichtchen

Im Detachment von Kansas City sollte über den breiten Strom eine mächtige Brücke geschlagen werden. Man sprach von dem grössten technischen Wunder aller Zeiten, die Regierung hatte zwanzig Millionen Dollar für den Bau bewilligt. Das Vorhaben wurde öffentlich ausgeschrieben und stand den Brückenbauern aller Länder der Erde offen. Die Prüfung der zahlreichen Bewerbungen währte Monate. Zehn der bekanntesten Ingenieure kamen in die engere Wahl. Schien sich eines Tages die Entscheidung dem deutschen Ingenieur zuzuneigen, war er am nächsten Morgen kaltgestellt, und man sprach davon, dass ein englischer Brückenbauer die Entscheidung bereits in der Tasche habe. Eines Tages befahl der Beauftragte des Staates die Herren zu sich.

«Ihre Zahl hat sich um einen verringert, begann er, «ich sah mich zu dieser Massregung veranlasst, da dieser Herr aus Athem die Unverfrorenheit besass, mir ein Bestechungsgeld von hunderttausend Dollar anzubieten. Es war meine selbstverständliche Pflicht als Diener des Staates, diesem Herrn sofort die Tür zu weisen, und ich möchte bei dieser Gelegenheit nochmals betonen, dass die Vergütung des Baues lediglich von fachmännischen Erwägungen aus erfolgt und politische oder persönliche Beziehungen keinerlei Einfluss auf die Entscheidung haben. Meine Herren, ich erwarte Sie in den nächsten Tagen einzeln in meinem Büro, um nochmals Ihre Vorschläge mit Ihnen durchzusprechen. Ich danke Ihnen, meine Herren.»

Am achten Tage kam Bill Blaakwood, der Brückenbauer aus Dublin. Es war ein strahlender Sommertag. Die Sonne schien über einem blauen, wolkenlosen Himmel. Die Wetterwarten hatten für die ganze Woche anhaltendes Schönwetter vorausgesagt. Dabei war es nicht zu heiss, dass etwa ein plötzliches Gewitter aufziehen konnte.

Bill Blaakwood liess sich bei dem Beauftragten melden.

«Exzellenz haben mich befohlen?» fragte er.

«Ja, ich möchte noch einmal von Ihnen einiges über Ihr Projekt hören. Sie haben doch wohl die Unterlagen bei sich?»

«Ich bin untröstlich, Exzellenz, aber ich habe die Unterlagen nicht mitgenommen.»

«Vergessen?»

«Keineswegs. Ich fand vor dem Hotel

keinen Wagen und musste zu Fuss kommen. Da wollte ich die kostbaren Zeichnungen nicht dem Regen aussetzen.»

Der Beauftragte sah erstaunt auf.

«Dem Regen? Aber draussen scheint doch die helle Sonne?»

«Gewiss, Exzellenz,» lächelte der Bewerber, «aber in spätestens zehn Minuten wird es vom Himmel regnen, was nur vom Himmel regnen kann.»

Der hohe Beamte trat zum Fenster.

«Ausgeschlossen. Es ist keine Wolke weit und breit zu sehen.»

«Trotzdem, Exzellenz — ich stehe zu meiner Ansicht, dass es innerhalb zehn Minuten regnen wird, und bin jederzeit bereit, mit Exzellenz eine Wette abzuschliessen.»

«Wie hoch?»

«Vierhunderttausend Dollar.»

Der Beauftragte drehte sich um. Er sah Bill Blaakwood lange an.

Dann sagte er:

«Topp! Die Wette gilt! — Den Auftrag zum Brückenbau bekam Bill Blaakwood aus Dublin.»

Ermahnung

«Krausel» fährt der Kavallerieunteroffizier den vergesslichen Rekruten an. «Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Sie sollen sich den Pferden nicht von hinten nähern, ohne zu ihnen zu sprechen! Wenn Sie sich das nicht endlich merken, werden sie Ihnen eines Tages so an Ihren Dickshädel treten, dass wir lauter lahme Pferde im Stall haben!»

Wussten sie schon...

... dass der Samurai oder Schwertritt der japanischen Geschichte imstande sein musste, in voller Kampfrüstung ein Gewässer zu durchschwimmen?

... dass Reichsminister Franz Seldte neben der Leuchtpurmunition und Tankhinderndspähnen als Offizier im ersten Weltkrieg auch die Schutzschilde für Maschinengewehre erfand?

... dass viele Schmetterlinge ausgesprochene Lieblingsfarben haben? Die sogenannten Kleinen Fische z. B. bevorzugen Gelb und Blau, während die Schwalbenschwänze auf purpurne Tönungen vom Knallrot bis zum Lila geradzue «versessen» sind?

... dass es in Japan nicht weniger als rund 6000 Heilquellen und 1144 Heilbäder gibt, von denen 868 Quellen bereits analysiert sind, während die übrigen 276 noch der wissenschaftlichen Untersuchung harren?

... dass der Berliner Stadtteil Moabit vor nunmehr 225 Jahren durch Friedrich Wilhelm I. begründet wurde, der dort französische Refugiés als Pflanzler von Maueerbäumen ansiedelte?

... dass in dem kleinen Dörfchen Freisheim nordwestlich von Altenahr am Nordwestrand des Metternicher Waldes auf 250 Einwohner nicht weniger als 156 Kinder und Jugendliche unter zwanzig Jahren entfallen? Es dürfte sich damit um die kinderreichste Siedlung Grossdeutschlands handeln!

... dass nur im Norden Alaskas Öde, Unfruchtbarkeit und ewiger Winter herrschen, während im Süden des Landes bei Sommertemperaturen bis zu dreissig Grad die herrlichsten Blumen, sowie Erdbeeren, Getreide und Tomaten in verschwenderischer Fülle gedeihen?

... dass Gorch Fock, Hermann Löns und Walter Flex die drei grössten Kriegsdichter des ersten Völkerringens 1914/18 waren?

... dass man in den vatikanischen Museen zu Rom neben uralten Bibeln und Kardinalshüten auch altgriechische und römische Statuen, darunter die berühmte Laokoongruppe und die Venus von Knidos, ein Meisterwerk des Praxiteles, sowie die kostbarsten Gemälde, Sarkophage und ägyptische Mumien in reicher Menge bewundern kann?

... dass Christoph Columbus, der Wiederentdecker Amerikas, nach den neuesten Forschungsergebnissen nur 54 Jahre alt geworden sein soll?

... dass die Bahnhöfe in Italien meist aus gewaltigen Marmorblöcken erbaut sind?

... dass die ersten eigentlichen Kriegsschiffe um das Jahr 700 v. Ztw. von den Korinthern erbaut worden sein sollen?

... dass nach astronomischen Berechnungen in jeder Stunde rund 400.000, also in einem einzigen Tage nicht weniger als zehn Millionen Meteore und Sternschnuppen in die Erdatmosphäre eindringen?

Wer schreibt die Dramaturgie des Farbtonfilms?

Vom dritten Element des Filmbildes und seinen Wirkungen

«... deshalb denn die Farbe, als Element der Kunst gewertet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.»

Goethe: Zur Farbenlehre

Der erste grosse Farbfilm der Ufa «Frauen sind doch bessere Diplomaten» war — das hat sich mittlerweile eindeutig ergeben — ein unbestrittener Erfolg. Der glänzende Spuk der leuchtenden Farben, den Georg Jakoby als Regisseur mit beschwingter Heiterkeit um Marika Röck und Willy Fritsch heraufbeschwor, verdichtete sich zu einem nachhaltigen Erlebnis, mochten die Fachleute auch noch nicht recht zufrieden gestellt sein.

Dieser erste Erfolg ermutigte Veit Harlan, seinen Film «Die goldene Stadt» als Farbfilm zu drehen. Man hatte gelernt, man konnte grössere Schritte wagen. Wieder war es die Ufa, die diesen Schritt unternahm: sie liess Hans Albers in die farbenfrohen Gewänder des grossen Abenteurers Münchhausen steigen und die Abenteuer des Herrn auf Bodenwerder an der stillen Weser farbig nachgestalten. Als vierter Farbfilm innerhalb der deutschen Spielfilmproduktion entsteht derzeit weiterhin ein Film mit dem Arbeitstitel: «Das Bad auf der Tenne», durch den die Tobis ihrem Nachwuchsspielleiter Volker von Collande Gelegenheit gibt, sich nach seinem Erstlingserfolg zu behaupten.

Der farbigste Spielfilm ist also auf dem Marsch, und wenn auch vier Farbfilmgegenüber der deutschen Gesamtproduktion ein bescheidenes Kontingent darstellen, so lässt sich doch erkennen, dass die tastenden Versuche langsam hinübergleiten in das Stadium der vorsichtigen Planung.

Der Farbfilm auf dem Marsch — und wohin marschieren er? Die Frage ist berechtigt. Auf der weissen Leinwand der Lichtspieltheater kündigt sich eine Revolution des Filmbildes an, denn das ist klar:

Der Einbruch der Farbe in das Filmbild bedeutet nicht die launenhaft-verspielte Kolorierung des schwarz-weißen Bildes, sondern den planmässig erwogenen und vorbereiteten Schritt in die farbigere Wirklichkeit hinein. Die Natur ist farbig, die Welt ist farbig und erst die Durchleuchtung von Natur und Welt mit dem gotthaften Wunder der Farbe verschafft dem Menschen das plastische Erlebnis seines nach Farben dürstenden Auges.

Diese Plastik muss das grosse Ziel sein, dem der Farbfilm zuzustreben hat. Der Weg, der zu diesem Ziel führt, ist — nicht nur in der Erfüllung seiner technischen Voraussetzungen — schwer; dafür winkt aber auch als letzte Lösung der plastische Farbfilm — die Wirklichkeit des Lebens schlechthin.

Wir stehen also am Anfang einer folgerichtigen Entwicklung, die vom stummen zum tönenden Film und vom Tonfilm zum farbigen Tonfilm geführt hat. Noch sind die Eigengesetze dieses künstlerischen Produktes langwieriger technischer Überlegungen nicht ergründet, noch wurde die Dramaturgie des Farbfilmes nicht geschrieben, aber dass sie kommen muss und kommen wird, ist selbstverständlich und notwendig. Eine solche Dramaturgie wird die Dramaturgie der weissen Beschränkung sein: sie wird die naturgesetzliche Neigung der Farben zu grösstmöglicher Wirkung bei kleinstem Aufwand zu berücksichtigen haben und den fundamentalen Erkenntnissen der Farbpsychologie nachspüren müssen, denen schon der Naturforscher Goethe einen grossen Raum in seinen berühmten «Beiträgen zur Optik» eingeräumt hat.

Diese Farbpsychologie als der Lehre von den Gefühlswerten, die allen Farben innezuwohnen, ist die Grundlage der künstlerischen Farbfilmarbeit. Das goldene Rot der untergehenden Sonne vor einem blauschwarzen in rosa schimmernden Abendhimmel, der silberne Glanz des Mondes im Strahlenkranz der nächtlichen Sterne, das satte Gelb eines weissen leuchtenden Lupinenfeldes oder der sanftmütigen Schimmer der kleinen, roten Heckenrosen: alle diese Farbenwerte appellieren an das Auge des Menschen mit sehr unterschiedlicher Energie. Die Wirkungen dieser Energien gilt es zu erkennen und auszuwerten. Im farbigen Tonfilm wird es un-

möglich sein, das zärtliche Geflüster des liebenden Paares vor einem Hintergrund aus flammend-gelben Sonnenblumen zu drehen; die Farbe würde das Wort erschlagen. Diese Szene hingegen vor dem rosaroten Zauber blühender Mandelbäume gezeigt, steigert die Bildaussage zur miterlebten Gültigkeit, vorausgesetzt, dass der rosarote Zauber nicht postkartenhaft massiv verschwendet, sondern in echter künstlerischer Beschränkung angeordnet wird.

Das heisst: die Farbe spielt mit; sie hat — als drittes Element des tönenden Filmbildes — eine wichtige Funktion zu erfüllen; sie ist die Wirklichkeit sehr nahe kommende Ergänzung des Wortes um das der Aussage entströmende Gefühl — also die Demonstration des Gefühls an der Wirklichkeit.

Nach dieser Erkenntnis wird sich die weitere künstlerische Arbeit am deutschen Farbfilm regulieren. Dreissig und mehr Jahre hat der schwarz-weiße Film benötigt, um sich aus Oskar Messter's ersten Versuchen zu jener künstlerischen Höhe emporzuentwickeln, die ihm heute seine europäische Geltung sichert. Gewiss, die Technik arbeitet heute schneller als vor dreissig Jahren, aber es wird doch noch eine gute Spanne Zeit währen, ehe die Frage untersucht werden kann, ob sich der schwarz-weiße Film jemals «überwinden» lässt, denn der Farbfilm ist keine Angelegenheit der Technik — das war die Farbfotografie, die längst keine Geheimnisse mehr bietet —, sondern das Problem einer neuen Dramaturgie des Filmbildes.

Über das Betrachten von Filmen

Von Reichsfilmintendant Dr. Fritz Hippler

Jeder Künstler schafft sein Werk nicht zuletzt auch um der Wirkung willen, die es den Betrachtern vermittelt. Und zweifellos wäre die Kunst auch nur ein leerer Begriff, eine Angelegenheit gewissermassen nur für Fachleute, wenn sie sich nicht in ihren grossen Gestaltungen der ganzen Menschheit sichtbar darbieten würde. Es liegt nun im Wesen des Kunstwerkes — und gerade des einmaligen grossen, ewig gültigen, — dass es in seiner Wirkung Jahrtausende und Jahrtausende überdauert, jede Menschengeneration aufs neue erregt und auch im Leben des einzelnen Menschen, wenn er nur genügend empfänglich dafür ist, seine stete, unverminderte Wirkung ausübt. Kein Kunstfreund wird etwa den Anblick einer klassischen Statue oder eines grossen Gemäldes mit der Begründung ablehnen, es interessiere ihn nicht, da er es bereits schon einmal gesehen habe. Er wird vielmehr das Werk, das besonders stark zu seinem Herzen spricht, recht oft zu sehen, ja nach Möglichkeit es im Original, zumindest aber in der Nachbildung zu besitzen trachten. Auch die Werke grosser Dichter können für keinen empfänglichen Menschen damit abgetan sein, dass man sie einmal liest und dann nie wie-

der zur Hand nehmen mag, und endlich besucht auch der Theaterfreund oft ungezählte Male «dieselbe» Oper oder «das gleiche» Drama, wobei hier allerdings eingewandt werden mag, dass es sich dabei durch andere Inszenierung und andere Besetzung ja nicht um das gleiche Werk handele wie etwa bei den anderen Beispielen.

Wie verhält es sich nun beim Film? Er hat zunächst im Vergleich zu den anderen Kunstgattungen die unvorstellbar kurze Entwicklungszeit gegen sich, die ihm noch keine ausreichende Möglichkeit zu wirklicher Selbstbesinnung und Festlegung der Formen und Gesetze einer unumstrittenen Kunst bot. Die Schöpfungen seiner ersten Lebensjahre zählte waren fast ausschliesslich nicht dergestalt, dass sie zur mehrmaligen Betrachtung hätten reizen können. Und wenn auch heutzutage kaum noch jemand dem Film grundsätzlich seinen Kunstcharakter bestreiten kann, so gehen doch in sehr vielen Einzelheiten die Meinungen hierüber sehr weit auseinander.

Oft hört man aus dem Munde selbst derer, die einen Film als Kunstwerk anerkennen, es sei gänzlich unmöglich, ihn mehr als



Filme der letzten Jahre sind nicht nur technisch, sondern auch dramaturgisch und in bezug auf ihre Gesamtwirkung besser geworden. Sie sind fast in keinem Fall einfach nur als indiskutabel abzulehnen und veralten auch nicht mehr so rasch. Oft sogar handelt es sich um so unbestreitbare Kunstwerke, dass man es bedauern müsste, wenn sich ihre Lauf- und daher Lebenszeit nur auf ein bis zwei Jahre beschränken würde. Diese mehr theoretische Betrachtung ist im Verlaufe der letzten Jahre durch die praktische Entwicklung bereits bestätigt worden. Wurde früher ein bereits gelaufener Film

weisen konnten, denen das Publikum ursprünglich nur wenig Beachtung und Interesse geschenkt hatte.

Das durch den Krieg bedingte zahlenmässige Absinken der für die deutschen Filmtheater zur Verfügung stehenden Filmanzahl bestärkte selbstverständlich die Notwendigkeit derartiger Repriseinsätze; und es verstärkte sich damit gleichlaufend auch hier und da gewisse kritische Stimmen aus der Besucherschaft. Diese begründen sich oft auf der Beschaffenheit der gezeigten Kopien, die, wie man zu sagen pflegt, durch häufiges Zeigen «verregnet» sind, oder in denen häufig aus verschiedensten Gründen Schnitte vorgenommen worden sind, die Ton- oder Bildsprünge ergeben. Indessen werden solche Unebenheiten, so bedauerlich sie sind, dann und wann in Kauf genommen werden müssen, da der unbeschränkten Anfertigung neuer Kopien arbeits- und rohstoffmässige Schwierigkeiten entgegenstehen, obgleich selbstverständlich laufend mit allen Mitteln dafür gesorgt wurde und gesorgt wird, besonders fehlerhafte Reprisekopien zu ersetzen.

Sofern sich aber diese kritischen Stimmen darauf beziehen, dass man «grundsätzlich» ältere Filme nicht noch einmal sehen wollte oder sehen könne, so ist dies falsch. Abgesehen davon, dass ganz beträchtliche Besucherzahlen sehr viele Filme in früheren Zeiten aus den verschiedensten Gründen nicht sehen konnten — sei es, dass sie durch Abwesenheit vom Aufführungsort verhindert waren, sei es, dass sie zur damaligen Zeit noch nicht das Mindestalter zur Besichtigung von jugendverbotenen Filmen hatten usw., — wird es auch der anderen Schar von Filmbesuchern keineswegs schaden, sich einen wieder aufgeführten Film ein zweites oder gar ein drittes Mal anzusehen. Niemand, und selbst der Fachmann nicht, ist imstande, sich nach einmaliger Betrachtung eines Films ein so lückenloses Vorstellungsbild zu schaffen, dass er nicht bei einer Betrachtung selbst nach ganz kurzer Zeit noch eine unzählige Summe völlig neuer Eindrücke erhalten könnte. Ein Film wird bekanntlich in der Hauptsache wegen seiner «Handlung» angesehen, und wohl jeder Besucher wird danach imstande sein, sie mehr oder weniger gut wiederzuerzählen. Aber er wird kaum in der Lage sein, erinnerungsmässig die Art und Weise wiederzugeben, in der der dramaturgische Knoten geschürzt, die Konflikte gestaltet, die Höhepunkte geformt und die Pointen gesetzt worden sind; er wird nicht imstande sein, sich an die Kameraarbeit, ihre Einstellungen und Schwenks, an Schnitt und Blenden und all das, was die filmkünstlerische Arbeit eigentlich ausmacht, so genau zu besinnen, dass ihm eine wiederholte Besichtigung hier nicht auch sehr viel neue und eigenartige Eindrücke vermitteln könnte, und ähnlich verhält es sich natürlich auch mit den darstellerischen Leistungen und ihren überaus mannigfaltigen Nuancierungen und Feinheiten.

Das alles gilt, wie gesagt, bereits schon für die nach ganz kurzer Zeit wiederholte Besichtigung eines Films. Wieviel stärker aber ist das alles gültig, wenn schon ein längerer Zeitraum vergangen ist. Es liegt im Wesen der menschlichen Erinnerungsfunktionen, dass sie im ganzen unvollkommen sind. Und es ist ein Segen der Natur, dass das menschliche Unterbewusstsein unangenehme Eindrücke leichter aus der Erinnerung hinauswirft als angenehme. Und es ist endlich auch eine menschliche Schwäche, dass Wille und Phantasie in der Erinnerung viele Dinge auch ganz anders formen, als sie sich in der Wirklichkeit zugetragen haben. Diese allgemeine Erkenntnis gilt natürlich auch für die Spiegelung eines wahrgenommenen Kunstwerkes — also auch eines Films — im Bereich der menschlichen Erinnerung. Hat also der Filmbetrachter nach den oben erfolgten Darlegungen notwendigerweise niemals einen völlig umfassenden Eindruck von der filmkünstlerischen Gesamtleistung, so tun im weiteren Verlauf der Zeit Unterbewusstsein, Phantasie und Vergessen das Ihrige dazu, diesen unvollkommenen Eindruck noch unvollkommener zu machen. Bestimmte Bruchstücke und Höhepunkte, die dem Beschauer als besonders markant ins Bewusstsein getreten sind, werden noch schärfer profiliert und umgewandelt; die Beziehungen der Einzelteile zueinander verblasen und verlieren sich; am Ende aber ergibt sich ein Erinnerungsbild, das sich mit dem wirklichen Film kaum noch deckt; bei der Wiederbegegnung sieht dann der Beschauer nur noch in den seltensten Fällen einen «guten Bekannten», sondern zu seiner eigenen Überraschung etwas Neues.

Viele Filmbesucher werden in den letzten Jahren diese Erfahrung am eignen Leibe gemacht haben und sie auch weiterhin wiederholen. Und das ist gut so sowohl für das Publikum wie auch für das filmische Kunstwerk, das damit von seinem traurigen Schicksal erlöst wird, eine nur kurzlebige Eintagsfliegenleiche zu sein.



Hedi und Margot Höpfer als Geschwister Keller in dem Terra-Film „Fronttheater“

Tanz auf einem Vulkan

Zu dem neuen Carl-Ritter-Film „GPU“

Es hat lange gedauert, bis die Kulturwelt, oder richtiger gesagt, bis die am stärksten gefährdeten Völker des Abendlandes, die vom Schicksal dazu verurteilt waren, Nachbarn der Sphinx Moskau zu sein, wirklich die ungeheure Gefahr erkannten oder wenigstens ahnten, die mit dem Ziel der Weltrevolution nach jüdisch-bolschewistischer Denkart immer unheimlicher drohte und sich in der GPU ein Instrument geschaffen hatte, das mit jedem nur denkbaren Mittel daran arbeitete, Ordnung und Gesittung, Recht und Kultur in einem Chaos ohnegleichen zu zertrümmern und alle Kräfte der Hölle zu entfesseln, zu einem Weltuntergang, auf dessen Trümmern das Weltjudentum endlich seine Ziele erreicht sah.

Nur in Deutschland selbst hat man um diese Dinge gewusst, während sich andere Länder mit einem rein kriminal-beamtlichen Interesse begnügten, wenn irgendwo ein Schlag der GPU an die Öffentlichkeit drang, ohne dass man erkannt hätte oder hätte annehmen können, welche geheimnisvoller furchtbarer Riese hinter dieser Einzelstat stand.

Das Wirken der GPU, ihre ausgeklügelten Methoden, ihre brutale Terrorisierung, ihre sadistische Folter, ihr verbrecherisches Spiel mit Menschen und Völkern in dem Rahmen eines Films wirklich bildhaft zu machen, das grosse umfassende Thema nicht in der Form eines trockenen politischen Dokuments, sondern in einem Spielfilm wirklich zu bewältigen, ohne dass es dabei verblasst oder zerlegt wird, das ist Carl Ritter mit seinem Film «GPU» in überragender Manier gelungen.

Stärkster Kontrast der Bilder — hier Fracks, glänzende Toiletten, schäumender Sekt in der Sowjetgesandtschaft in Helsinki, dort die Hefe der Grosstadt in einer Schieferkneipe bei der Vorbereitung von Bombenanschlägen; hier die scheinheilige Fassade einer von Menschlichkeitsidealen triefenden

Frauenliga, dort die mit raffiniertester Teufelei ausgestatteten Folterkeller in den «Handelsvertretungen» der Sowjets — mit diesen Gegensätzen skizziert Carl Ritter den Tanz auf dem Vulkan, dem sich die bürgerliche Welt, ja dem sich die in den Gesandtschaften verbürgerlichten Sowjets selbst hingaben.

Über den Rahmen eines Spielfilms hinaus wird das grosse politische Geschehen wie das Fädenspielen und Intrigenspielen hinter den Kulissen in die Handlung hineingegriffen. Streiks, Unruhen, Demonstrationen, Anschläge, in Wochenschaubildern kurz beleuchtet, werden in ihrem Zusammenhang deutlich. In Moskau laufen alle Fäden zusammen, die GPU ist überall am Werk.

In erregender Unruhe durchläuft die Handlung alle Länder Europas, fasst die Ereignisse seit den blutigen Tagen in Baltikum bis zum Ausbruch des grossen Krieges zusammen und bleibt dabei doch echter, von stärkster Spannung erfüllter Spielfilm, dessen hervorragende schauspielerische Kräfte alle Abenteuer in diesem weltumspannenden Kampf lebendig werden lassen: Spieler und Hasardeure, Verbrecher und Fanatiker, Verzweifelte und Hoffnungslose, aber auch das Gesunde und Aufrechte, das in diesem Ringen der Geister aus der morbiden Welt sich behauptend herauswächst.

Besonders stark Laura Solari als Künstlerin, die, um ihre von den Bolschewisten gemordeten Angehörigen zu rächen, ein gefährliches Doppelspiel auf sich nimmt, Karl Haubenreisser in der erstarrten Maske des Sowjetagenten und Will Quadflieg als baltischer Student, der gegen seinen Willen in die Reihen der GPU gerät. Alle übrigen Rollen sind ebenso überzeugend besetzt.

Eine packende Handlung, die ausklingt in das Dröhnen der Stukas über Rotterdam, deren Bomben die Folterkeller der GPU aufreissen.

Dr. Friedrich Schultz

einmal zu besichtigen. Diese Meinung ist indessen nur dann richtig, wenn der Film so alt ist, dass er bei einer Vorführung gegenwärtig etwa genau so wirkt wie ein antiker Streitwagen im Zeitalter des motorisierten Krieges. Obgleich auch hier die Meinungen sogar von Fachleuten, die diese Erfahrungen noch nicht am eigenen Leibe gemacht haben, stark auseinander gehen, kann dennoch mit Sicherheit gesagt werden, dass selbst der grösste und beste Film aus der Stummfilmzeit heute selbst bei diejenigen nur noch Erstaunen, Kopfschütteln oder gar Heiterkeit hervorrufen würde, die ihn damals noch für die grösste filmkünstlerische Offenbarung gehalten haben. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so ausgeprägt, verhält es sich mit den Filmen aus der Anfangszeit des Tonfilms, die oft über die Tatsache des Tons die Gesetze des Films vergessen hatten und überdies der Erfahrung und Beherrschung moderner Tontechnik ermangelten.

In den letzten Jahren hat sich hier nun zweifelsohne eine Wendung vollzogen. Die

wieder eingesetzt, so diene diese sogenannte «Reprise» zur Überbrückung besuchschwacher Sommermonate oder sogar zur Füllung von Programmücken. Aber schon vor etwa zehn Jahren begannen einzelne Theater, aus der Not eine Tugend zu machen und ganze Zyklen von Filmen wieder aufzuführen. So kennt z. B. die Reichshauptstadt zwei Filmtheater (Kamera und Kurbel), die seit langen Jahren grundsätzlich nur Wiederaufführungen veranstalten. Hier sind z. B. Filme wie «Mädchen in Uniform» oder «Traumulus» oder «Maskerade», in den letzten Jahren nicht weniger als 30mal und oft auch, z. B. «Der zerbrochene Krug», mit grossem Erfolg eingesetzt worden. Der gelegentliche Einsatz solcher Reprisen ist keinem Filmtheater des Reiches mehr unbekannt. Und auch hier sind die Erfahrungen überaus günstig, insofern viele Filme im Einsatz oft gleich hohe Besucherzahlen erzielen wie für die Gesamtzeit ihres Erstsinsatzes. Es ist dabei allerdings wohl selbstverständlich, dass diejenigen Filme im Einsatz besonderen Erfolg auf-

Das plastische Photo erfunden

Das Problem des Raumphotos ist von einem Stettiner nach langjährigen Bemühungen seiner praktischen Lösung entgegengeführt worden. Die Erfindungen, die sich bisher mit dem plastischen Film beschäftigten, basierten alle auf der Grundlage der Stereoskopie. Dabei musste der Betrachter der Bilder jedesmal einen besonderen Apparat benutzen, um das plastische Bild zu sehen.

Nun wurde in Gemeinschaftsarbeit eine weitgehende Erfindung demacht, die die frühe Betrachtung des plastischen Bildes ohne Hilfsmittel gestattet.

Auf grossen europäischen Ausstellungen werden in Kürze Bilder aus dem Stettiner Studio zu sehen sein. Ein Spezialaufnahmewagen wird für Aussenaufnahmen im neu gewonnenen Ostgebiet eingesetzt werden. Aber nicht nur für politische Aufklärungspropaganda auch für die Wirtschaftswerbung und die Fremdenverkehrswerbung sind die

Raumbilder umwälzend. Hier wird die Farbphotographie eine Krönung finden.

Ein farbig gefilmtes Donnerwetter

Auf der Landskrone, dem 420 Meter hohen Berg vor den Toren der Stadt Görlicz, hat sich jetzt der bekannte Kulturfilmregisseur der Ufa, Dr. Rikli, mit seinem Aufnahmestab niedergelassen, um einen farbigen Kulturfilm von der Entstehung eines Gewitters zu drehen. Nach den Rezepten der Wissenschaft bietet das Gebiet am Rande des Iser- und Riesengebirges besonders günstige Aufnahmebedingungen. Die ersten Versuche wurde in Garmisch-Partenkirchen angestellt, von wo die Kameraleute über Weisswasser und Spemberg nach Görlicz kamen. Hier wird nun mit allen Mitteln der modernen Filmkunst das Wachsen und Vergehen der Wolken, das Heraufziehen einer Gewitterfront im farbigen Bilde eingefangen.